

Erziehungslaboratorium, Wohnstube oder Gemeinschaftszentrum? : zur Diskussion um das richtige Schulhaus im 20. Jahrhundert

Autor(en): **Beckel, Inge**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **90 (2003)**

Heft 1/2: **Schulhäuser = Ecoles = Schools**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-67043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erziehungslaboratorium, Wohnstube oder Gemeinschaftszentrum?

Zur Diskussion um das richtige Schulhaus im 20. Jahrhundert

Text: Inge Beckel Anhand dreier Ausstellungen in Zürich von 1932, 1953 und 1977 werden Motivationen und Ziele unterschiedlicher Standpunkte zum Thema Schulhausbau skizziert: Standen Anfang des Jahrhunderts medizinisch-hygienische Überlegungen im Vordergrund, rückte um 1950 die Massstäblichkeit der Welt des Kindes ins Zentrum der Debatte, um schliesslich gesamtgesellschaftlichen – und letztlich formalen – Aspekten Platz zu machen.

Mit der Gründung des Schweizerischen Bundesstaates 1848 wurde die Öffentlichkeit auf breiter Basis für das Schulwesen und damit den Schulbau zuständig. Bis vor hundert Jahren dienten Schulen zuallererst der Darstellung der damals jungen Schweiz und ihrer sozialen Errungenschaften. Noch in den 1920er-Jahren bauten die Gebrüder Pfister die Kantonsschule Winterthur als mächtigen, symmetrisch angelegten Baukörper. Im Zuge der Reformbewegungen um 1900 wich diese Monumentalität jedoch zusehends einem Schultyp, der – den Grundsätzen des Neuen Bauens gehorchend – primär funktionalen Anforderungen punkto Hygiene, Medizin und Pädagogik folgte.

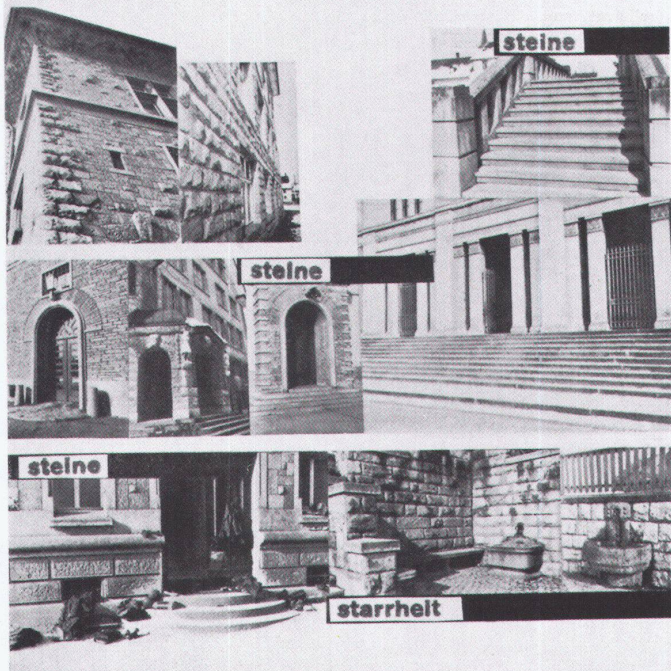
Die ersten Ausstellungen zum Schulhausbau von 1932 und 1953, die im seinerzeitigen Kunstgewerbemuseum stattfanden, waren stark programmatisch angelegt, ging es doch darum, die noch wenig verbreiteten Grundsätze der architektonischen Moderne weiter zu propagieren. Die Präsentation von 1977, organisiert vom Institut für Hochbauforung an der ETH Höngrgerberg, hatte primär dokumentarischen, ja partiell «normierenden» Charakter; die Materialien waren mitunter als Grundlage zur Erarbeitung allgemeiner gültiger Standards gedacht.

Bewegung und frische Luft als Garant körperlicher Gesundheit

Grosse Schautafeln prägten 1932¹ die zentrale Halle des Kunstgewerbemuseums. In geradezu dramatischer Gegenüberstellung hing auf der einen Seite das bis anhin Übliche, auf der andern das Erstrebenswerte. Eine wilde Collage von massiven, teils rustizierten, hohen Steinsockeln beispielsweise, verschlossen und abweisend in ihrer Wirkung, stand der Freiluft-Volksschule (1928–30) in Amsterdam von Johannes Duiker gegenüber: offen und lichtdurchflutet die Eingangshalle, eine gläserne Turnhalle, die Normalgeschosse aus drei quadratischen Feldern aufgebaut, zwei diagonal angeordnete Schulzimmer, dazwischen eine Veranda für den Freiluftunterricht. «steine, steine, starrheit», so der Text der einen Tafel, entsprechend «licht, luft, sonne, bewegung» jener der andern. Die Lehren aus dem Kampf gegen die Volkskrankheit Tuberkulose hatten nunmehr auch im Schulbau Einzug gehalten, Liegekur und Heliotherapie, die Kranke geheilt hatten, sollten den Kindern zur Prophylaxe angeboten werden. Selbstredend, dass am 1933 erschienenen Büchlein «Das Kind und sein Schulhaus» neben dem Architekten Werner M. Moser der Hygieniker W. von Gonzenbach und der Schuldirektor Willi Schohaus beteiligt waren.

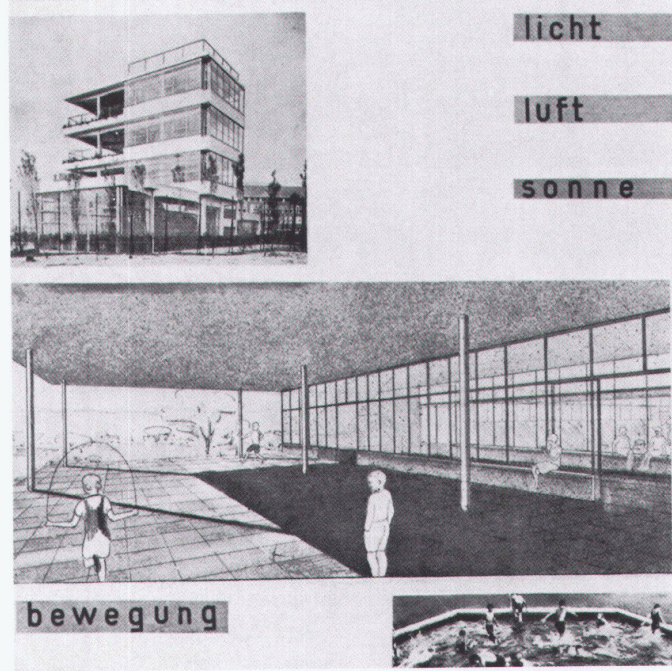
Die gezeigten «guten» Beispiele gehorchten formal den Prinzipien des Neuen Bauens: die Kuben scharf geschnitten, weiss und schnörkellos ausgestaltet, flach eingedeckt und für damalige Verhältnisse von ungewohnter Transparenz. Peter Meyer, damals Redaktor des «Werk», widmete gleich zwei Nummern dem Schulhausbau. Die erste folgte der Präsentation im Museum, war eher programmatisch angelegt und mit vielen ausländischen Beispielen illustriert; die zweite dokumentierte vorwiegend Schweizer Bauten, etwa den damals erst fertiggestellten Kindergarten in Zürich-Wiedikon von Adolf Kellermüller und Hans Hofmann. Eine helle, L-förmige Anlage mit zweigeschos-

aufwand – für das kind ?



steine, steine, steine, starrheit (aus: Das Werk, Mai 1932)

aufwand – für das kind !



licht, luft, sonne, bewegung (aus: Das Werk, Mai 1932)

sigem Saalbau und achtgliedrigem, eingeschossigem Kindergartentrakt mit je direktem Zugang zum Garten. Auch die Forderungen zweiseitiger Belichtung einerseits und der Querlüftung andererseits waren bei Kellermüller und Hofmann bereits umgesetzt; zwei zentrale Anliegen der neuen Schulhausarchitektur, die jedoch erst in den 1950er-Jahren zu einem breiten Durchbruch kommen sollten. Ein weiteres Anliegen, die freie Bestuhlung der Schulräume, liess sich grundsätzlich auch in alten Schulhäusern realisieren, galt es doch, den Frontalunterricht durch den individuelleren und freieren Gruppenunterricht zu ergänzen.

Doch der neue Schultyp braucht Platz, ein Gut, das in Städten oft rar ist, wie das Amsterdamer Beispiel zeigt, wo die Aussenräume kurzerhand gestapelt wurden. This Oberhänsli merkt in seinem Überblickswerk «Vom «Eselstall» zum Pavillonschulhaus»² treffend an, dass sich das Gedankengut der Landesplanung (der Schweizerische Verband für Regional- und Landesplanung wurde 1943 gegründet) positiv auf den Schulhausboom der Nachkriegszeit auswirkte, wurden die neu ausgeschiedenen Grünzonen doch meist für den Bau von Kindergärten und Primarschulen zur Verfügung gestellt. Im Gegensatz zu den öffentlichen Verwaltungen, die die Standorte ihrer Einrichtungen wie Schulen städtebaulich planen können, sind Privatschulen – für die Schweiz eine jüngere Entwicklung – diesbezüg-

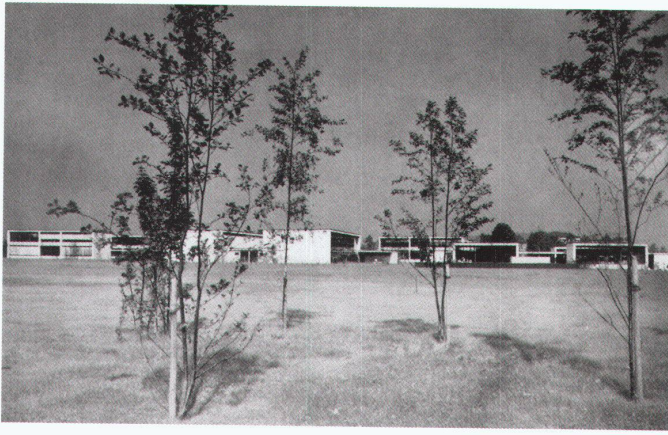
lich benachteiligt. Die neue Zurich International School (ZIS), vorgestellt in diesem Heft auf S. 50, liegt am Rande von Wädenswil in einem Industriequartier. Sie grenzt wohl an einen Grünraum, ist aber an öffentliche Infrastruktur sowie die Gemeinde generell sehr schlecht angebunden. Nur schon aus ökonomischen Gründen gehorchen die Standorte von Privatschulen selten raumplanerischen Kriterien, was ihre Wahrnehmung und Einbindung im Ort mindert. Zu den jüngsten Ausnahmen gehört diesbezüglich etwa der Neubau des Campus Muristalden in Bern (vgl. S. 27 ff.).

Das Kind ist Subjekt, nicht Objekt der Erziehung

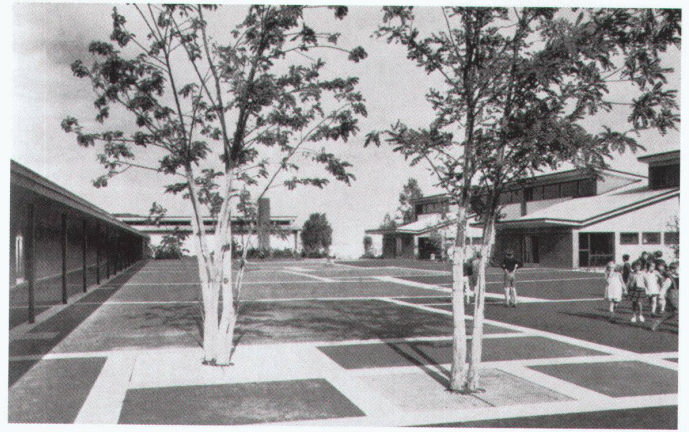
Die Schulhausdebatten wie die Forcierung der Pavillonschulen der 1950er-Jahre wurden wesentlich von einem Mann geprägt: Alfred Roth. Als Nachfolger von Peter Meyer im «Werk» und als selbständiger Architekt verfolgte Roth das Thema mit einer für Schweizer Verhältnisse unüblichen Leidenschaft und Vehemenz. Er war über Bemühungen und Erfolge im Ausland bestens informiert und berichtete regelmässig darüber, etwa im Oktoberheft von 1950 über den modernen Schulbau in den Vereinigten Staaten. Im selben Jahr publizierte Roth sein Buch «Das neue Schulhaus», mit dem er weit über die Schweizer Grenzen hinaus einen Grundstein für die Nachkriegs-Schulhausarchitektur setzte. Das dreisprachige Werk erfuhr mehrere, stets überarbeitete Neuauflagen.

¹ Der neue Schulbau. Sonderheft des Maihefts der Zeitschrift «Das Werk», 1932. Sowie: W. v. Gonzenbach, Werner M. Moser, Willi Schohaus, Das Kind und sein Schulhaus. Zürich 1933.

² This Oberhänsli, Vom «Eselstall» zum Pavillonschulhaus, Volksschulbauten anhand ausgewählter Luzerner Beispiele zwischen 1850 und 1950. Luzern 1996, S. 165.



Primarschule Wasgenring Basel, Bruno und Fritz Haller, 1953–55 (aus: Alfred Roth, Das neue Schulhaus, Zürich 1957)



Primarschule Untermoos Zürich, E. Del Fabro, 1954–55 (aus: Alfred Roth, Das neue Schulhaus, Zürich 1957)

Im Jahre 1953³ folgte die zweite Ausstellung im Zürcher Kunstgewerbemuseum; im Herbst fand in Zürich der V. Internationale Kongress für Schulbaufragen und Freiluftziehung statt. Als Ausstellungsarchitekt baute Roth in der Museumshalle ein Klassenzimmer im Massstab 1:1 nach: querbelüftet und zweiseitig belichtet, eingeschossig und mit einem Pultdach eingedeckt, selbstverständlich frei möbliert mit individuellen Schülerstühlen und beweglichen Tischen. Wie schon 1932 waren im Begleitband zur Ausstellung Autoren unterschiedlicher Disziplinen involviert, so etwa Johannes Itten vom Kunstgewerbemuseum, wie 1932 Willi Schohaus aus Kreuzlingen, der Leiter des Schulärztlichen Dienstes der Stadt Zürich Ernst Braun, der Kunstkritiker Willy Rotzler, Alfred Roth selbst – er beschrieb die einzelnen Elemente des neuen Schulzimmers – oder Vertreter der Pro Juventute. Die medizinisch-hygienischen Vorgaben der Moderne waren in der Jahrhundertmitte grossenteils anerkannt.

Schon 1933 hatte der Hygieniker von Gonzenbach geschrieben: «Da Leben nicht nur Sache des Körpers ist, – Menschenleben ist vor allem Geistesleben – so hat sich die Hygiene als geistige Hygiene auch ein Mitspracherecht ausbedungen in Fragen der Pädagogik.»⁴ Fragen der Pädagogik aber rückten erst nach 1950 ins Zentrum eines breiteren Interesses. Sinngemäss leiteten Zitate des grossen Schweizer Pädagogen Heinrich Pestalozzi den Ausstellungs-Begleitband ein, etwa: «Es ist recht, ein Kind lesen, schreiben und nachsprechen zu lassen, aber ist es noch wichtiger, ein Kind denken zu lehren.» Der Nachfolger von Alfred Roth beim «Werk», Benedikt Huber, veröffentlichte 1961 seinerseits einen Beitrag mit dem Titel «Das Schulzimmer als Wohnstube Pestalozzis», worin er festhielt: «Die Elemente Hygiene, Belichtung, Belüftung und Reinhaltung gehören zu den allgemein anerkannten Grundgesetzen unserer Architektur. Hingegen müssen wir uns heute neuen Forderungen zuwenden, die mindestens so dringlich sind. Wir brauchen Schulzimmer, die dem Kind nicht nur Licht und Luft, sondern auch

einen gewissen Halt geben und ihm eine Familienatmosphäre vermitteln, Wohnstuben im Sinne Pestalozzis.»⁵ Huber kritisierte, dass die (technischen) Momente des Neuen Bauens wohl erfüllt, die Gebäude in atmosphärischer Hinsicht aber oft mehr Erziehungslaboratorien denn Wohnstuben glichen – wobei das Bild der Stube sicherlich primär für Kindergärten und Primarschulen gilt.

Die Schule als «offenes Haus»

Gegen die Massstäblichkeit oder teilweise Kleinteiligkeit der Pavillonschulen und für mehr Rationalität, auch im Herstellungsprozess, plädierte Hans Schmidt.⁶ Er hatte für das Märzheft des «Werk» von 1954 (selbstverständlich «aktuellen Schulbaufragen» gewidmet) eine Replik auf Roths Ausführungen vorbereitet, die letzterer aber nicht publizierte. Eine öffentliche Debatte zum Thema blieb folglich aus. – Die Eröffnungsrrede der dritten Ausstellung 1977 auf dem Hönggerberg hielt Alfred Roth⁷. In seinen Ausführungen bezüglich der präsentierten Konzepte meinte er: «Hier kann man generell zwei gegensätzliche Typen unterscheiden, nämlich die in raumorganisatorischer und baukörperlicher Hinsicht aufgelockerte, differenzierte Grundanlage einerseits und andererseits die straff gegliederte und äusserlich kubisch zusammengefasste Konzeption.»⁸ Letztlich also Roths eigene Position der Pavillonschulen sowie jene der kubisch konzentrierten Baukörper von Schmidt. Die Kuben aber wurden um 1970 nur schon deshalb grösser, da Schule und Freizeitanlage inzwischen oft kombiniert wurden. «Je weniger die tägliche Arbeit eine gewollte, sinnvolle Lebensaufgabe bedeutet, desto wichtiger wird die Gestaltung der Freizeit»⁹, hatte Gustav Muggli von der Pro Juventute schon im Begleitband von 1953 argumentiert. Also wurden Turnhallen abends für Vereine geöffnet, kleinere Gemeinden vereinten Primarschule und neuen Gemeindesaal, Schule und Hallenbad wurden zu einem Komplex zusammengefasst. Die Volumina wurden grösser und als Gesamtanlage konzentrierter.

³ Das neue Schulhaus. Wegleitung zur Ausstellung im Kunstgewerbemuseum Zürich vom 29. August bis 11. Oktober 1953. Zürich 1953.

⁴ Prof. Dr. W. v. Gonzenbach, Neues Schulhaus und Hygiene, in: Gonzenbach, Moser, Schohaus, S. 8. (vgl. Anm. 1).

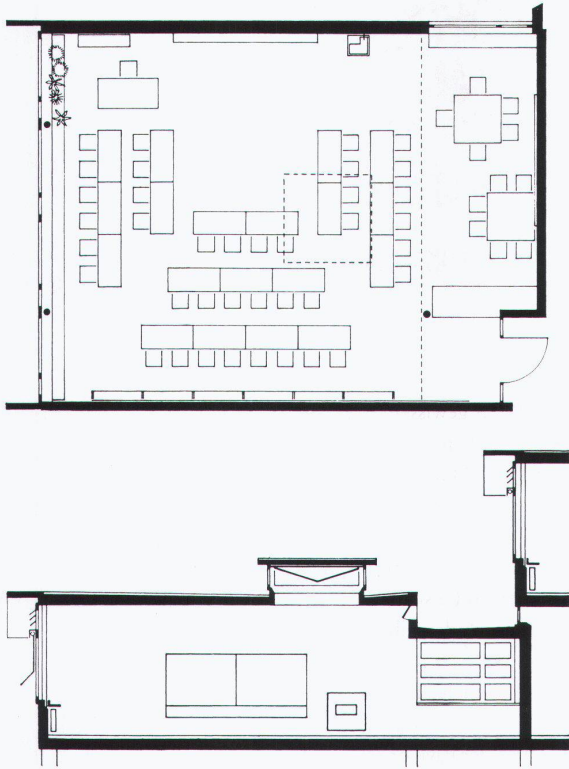
⁵ Benedikt Huber, Das Schulzimmer als Wohnstube im Sinne Pestalozzis, in: Werk 1961, Nr. 3, S. 78.

⁶ Wie Anm. 2, S. 177/178.

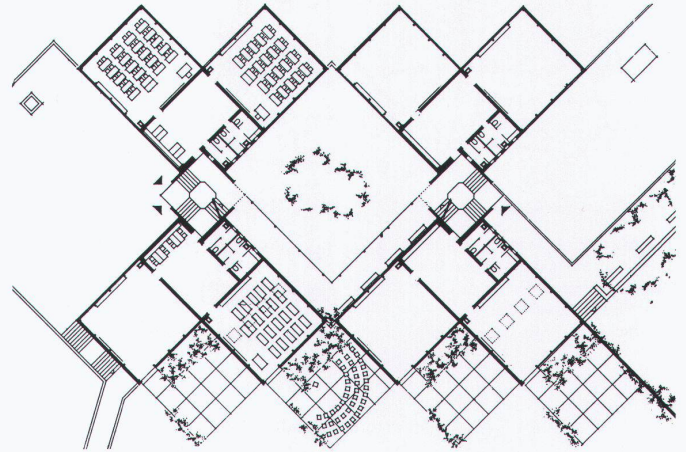
⁷ Institut für Hochbauforschung (Hg.), Schulbau in der Schweiz. Ausstellung ETHZ Hönggerberg 11. bis 29. Oktober 1977. Zürich 1977.

⁸ 1978 folgt eine erweiterte Ausgabe Schulbau in der Schweiz 2, worin auch Alfred Roths Eröffnungsreferat zur Ausstellung abgedruckt ist. Zürich 1978, S. 14.

⁹ Wie Anm. 3, S. 62.



Primarschule Riedhof Zürich, Alfred Roth, 1961–63, Klassenzimmer der Unterstufe mit Gruppenraum, Schnitt und Grundriss (aus: Werk 1963, Nr. 6)



Primarschule Riedenhalle Zürich, Roland Gross, H. Escher und R. Weilenmann, 1957–59 (aus: Werk, 1963, Nr. 6)

Flexibilität wurde auch für den Unterricht vermehrt gefordert. Wiederum datiert die Forderung, Klassenzimmer sollten nicht nur für den dozierenden Unterricht ausgerichtet sein, mindestens in die 1930er-Jahre. Doch wie Roland Gross 1963 im «Werk» festhielt, hatten sich Lehrformen wie beispielsweise das sogenannte exemplarische oder ganzheitliche Arbeiten in Gruppen von 4 bis 5 Schülern in der Schweiz kaum durchgesetzt.¹⁰ Als gutes Beispiel wurde oft das Geschwister-Scholl-Gymnasium (1956–62) von Hans Scharoun in Lünen, Deutschland, zitiert, wo jede Klasse über eine Klasseneinheit aus Klassenraum, Gruppenarbeitsraum und Garderobe verfügte. Neben der Flexibilität innerhalb der Klassen beanstandete ein Lehrer kürzlich: «Mein grösster Vorwurf an die Schulen betrifft die fehlenden Arbeitsplätze ausserhalb der Schulzimmer. Für Zwischenstunden, für Aufträge ausserhalb des Klassenzimmers, für Einzel-Nachprüfungen, fürs Lernen, für Hausaufgaben oder einfach zum Sein.»¹¹

Gross beklagte in jenem Beitrag aber nicht nur die fehlenden Räume für neue Lehrmethoden; er resümierte: «Die Diskussionen um pädagogische Grundfragen sind verstummt. Die Auseinandersetzungen über Schulbauprojekte beschränken sich wieder vorwiegend auf

die Ebene der Architektur.» Wohl einige Jahre später, aber ähnlich argumentierte Stanislaus von Moos, als er pointiert meinte: «Selbstverständlich wäre es Unsinn zu behaupten, dass schulische Vorzüge und Mängel von Bauten nebensächlich seien; hingegen darf bezweifelt werden, ob sie identisch sind mit dem, was man Architektur nennt.»¹² Gleichzeitig darf nicht vergessen werden, dass Schulbauten Zukunftsinvestitionen sind, besonders in einem Land, das kaum über natürliche Rohstoffe verfügt und auf «geistige Ressourcen» setzen muss. Die Vorstellungen über eine Schweiz von morgen – inklusive Schulwesen und Schulbau – formulieren Erwachsene, wobei sie ihre Erwachsenenwelt wohl optimieren und «miniaturisieren». Kinder aber würden ihre Umgebung oft anders gestalten, wie der Kommentar einer Schülerin zu ihrer Schule stellvertretend illustrieren kann: «Ich möchte die Fassade himmelblau anmalen»¹³. Den gelegentlichen Wechsel der Perspektive sollten Planungsverantwortliche – aus Politik, Behörde, Lehrer- und Architektenschaft – nie ganz vergessen. ■

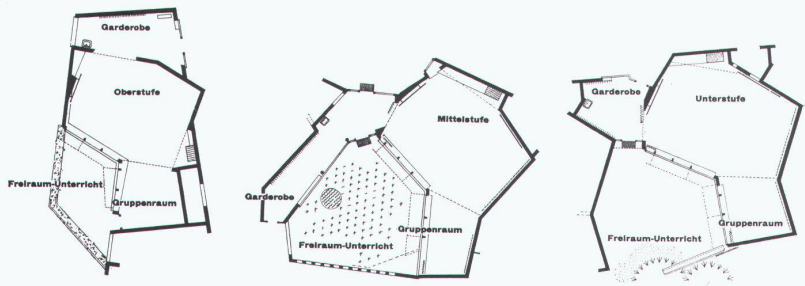
Inge Beckel, diplomierte Architektin ETH SIA und bis Ende September 2002 leitende Redaktorin von «tec21», arbeitet heute als freischaffende Architekturpublizistin in Zürich. beckel@swissonline.ch

¹⁰ Roland Gross, Pädagogischer Schulbau, in: Werk 1963, Nr. 6, S. 209–216.

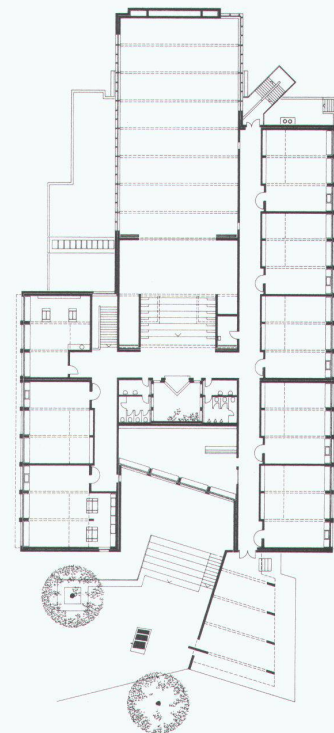
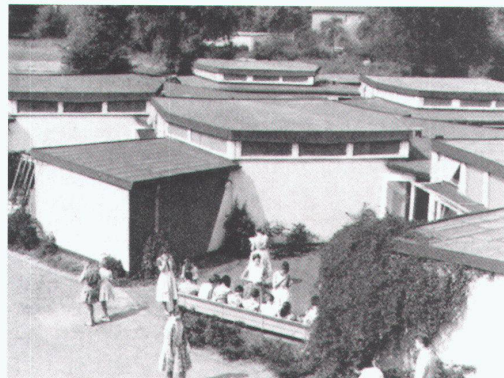
¹¹ Interview der Autorin mit Daniel Zogg, Mittelschullehrer in Zürich.

¹² Stanislaus von Moos, Notizen zu einigen neuen Schweizer Schulbauten, in: Werk/Archithese 1978, Nr. 13–14, S. 16–28.

¹³ Barbara Dangel, Karin Dangel, «Ich möchte die Fassade himmelblau anmalen...», in: Schweizer Ingenieur und Architekt (SI+A) 1997, Nr. 13, S. 254–260.



Geschwister-Scholl-Mädchengymnasium
Lünen, Hans Scharoun, 1958-61,
Klassenzimmergrundrisse für die Unter-
stufe, Mittelstufe und Oberstufe
(aus: Werk 1963, Nr. 6)



Primarschule Steinboden Eglisau, Ernst Gisel, 1977-1980 (aus: Ernst Gisel
Architekt, gta Verlag, Zürich 1993)

Laboratoire d'éducation, salon ou centre communautaire? En 1848, la fondation de l'Etat suisse donnait aux autorités de la Confédération une large compétence en matière d'instruction publique et, par là même, dans la construction des écoles. Voilà encore 100 ans, les institutions scolaires voulaient surtout affirmer la représentation d'une Suisse encore jeune. Pourtant vers 1900, dans le cadre du mouvement réformateur, on assista au développement d'un type d'école suivant essentiellement des exigences fonctionnelles bien dans la ligne de la Nouvelle Architecture. Au cours du 20ème siècle, trois expositions consacrées à la construction des écoles se tinrent à Zurich: les premières en 1932 et 1953, à l'époque dans le musée des arts appliqués, suivies d'un principe programmatique, celle de 1977 à l'EPF du Hönggerberg, fut plutôt documentaire. Au début du siècle, les préoccupations étaient principalement de nature hygiénique et conduisirent généralement à un type bâti, certes épuré, mais plutôt compact. Vers 1950 par contre, avec Alfred Roth comme porte-parole, les débats prirent en compte l'échelle de l'enfant et donnèrent le plus souvent des ensembles pavillonnaires arti-culés sur un seul niveau. Finalement, vers la fin du siècle, ces préoccupations firent place aux aspects de la société en général, ce qui entraîna fréquemment la combinaison des écoles et des ensembles de loisirs. ■

Education lab, living room or community centre? The establishment of the Swiss Federal State in 1848 made the public authorities largely responsible for schooling, and thus for school buildings. Until 100 years ago, educational institutions served first and foremost as means of presenting an image of Switzerland, then still a young country. But a type of school developed increasingly during the reform movement around 1900. This mainly met functional requirements, entirely in the spirit of the Neues Bauen movement. There were three exhibitions about building schools in Zurich in the 20th century: the first two, in 1932 and 1953 took place in what was then the Kunstgewerbemuseum, and were arranged essentially programmatically, but the one at the ETH Hönggerberg tended to be more documentary. In the early years of the century, the principal theoretical concerns related to medicine and hygiene, leading in formal terms to a building that was purified but essentially compact. But in about 1950 the debate, with Alfred Roth as the leading protagonist, shifted the scale of the child and pavilion schools, split into various sections and usually single-storied into the centre, then finally, towards the end of the century, this gave way to overall social aspects. The consequence of this was that schools and leisure facilities were often combined. ■

Schule literarisch

Der Schulweg ist ein unsichtbarer Läufer, der im Morgengehetze ausgerollt wird und unfehlbar im Schulhof endet. Der Schulweg beginnt im Hause, wenn der Wecker scheppert oder die Mutter dich weckt. Es sind aber die Fangarme des Schulweges, die dich aus dem Haus saugen. Die Fangarme reichen bis in die Treppenhäuser, bis in die Zimmer und Betten. Bis in den Kopf und den Schlaf. Jetzt ist das Treppenhaus ein kalter steinerner Abhang für den Gehetzten. Zwar laufen draußen die Straßen auseinander wie je und auf den Straßen laufen die Leute und die Straßenbahn fährt immer neue Ladungen Leute vorbei. Der Morgen hält die Straßen in Atem, aber alles geschieht lautlos, in einer huschenden Teilnahmslosigkeit, wie auf Meeresgrund. Und irgendwo hoch über den Dächern kündigt sich mit den Anzeichen eines Himmels ein grauer oder sonniger Tag. Oben sammelt sich Zeit, sie kommt über die Dächer geflutet. Aber für wen? Die Straßen im Schattenspiel der Morgenmenschen, die alle zur Arbeit eilen. Und ganz unten werden die Schulwege entrollt.

Paul Nizon: Im Hause enden die Geschichten, in: Untertauchen. Protokoll einer Reise, Bibliothek Suhrkamp 1328, Frankfurt am Main 1999; ISBN 3-518-22328-3

Die Schule war so, daß das Gebäude selbst fünf Etagen und ein Dachgeschoß hatte und zwischen zwei asphaltierten Höfen lag. [...] Der nördliche Hof hatte zwei rote Linien, eine, die eine Zehn-Meter-Zone vor der Ausgangstür markierte, und eine, die den Hof in der Mitte teilte.

Letztere gehörte zur Markierung der Spielfelder und diente außerdem dazu, Schüler, die Gesprächsverbot hatten, zu trennen. Um zu verhindern, daß sie sich in der Pause trafen, wurden sie jeweils einer Hofhälfte zugeteilt, das machte es der Hofaufsicht leicht, darauf zu achten, daß sie getrennt blieben.

Die Zehn-Meter-Zone stellte sicher, daß sich vor dem einzigen Ausgang des Hofes ein freies Gebiet ohne Schüler befand. Es war verboten, den Hof in der Pause zu verlassen. Jeder, der es trotzdem versuchte, mußte ein menschenleeres Gebiet durchqueren und würde unweigerlich von der Hofaufsicht bemerkt werden.

Das Schulgebäude trennte die beiden Höfe. Es war verboten, sich in den Pausen im Gebäude aufzuhalten. Außerdem war es während dieser Zeit auch verboten, den Nordhof zu verlassen.

Peter Høeg: Der Plan von der Abschaffung des Dunkels, aus dem Dänischen von Angelika Gundlach, Carl Hanser Verlag, München Wien 1995; ISBN 3-446-17820-1

Zudem haben Pausenhöfe mit Hühnerhöfen eines gemeinsam: das Stolzieren des diensttuenden Hahnes gleicht dem Stolzieren des aufsichtführenden Lehrers. Auch Hähne halten beim Schreiten die Hände auf dem Rücken, wenden unvermittelt und blicken sich strafend um.

Günter Grass: Hundejahre, Roman, dtv Taschenbuch 11823, München 1993; ISBN 3-423-11823-7

Die Uhr im Schulhof sah beschädigt aus durch meine Schuld. Sie stand auf »zu spät«. Und auf den Flur drang aus den Klassentüren, die ich streifte, Murmeln von geheimer Beratung. Lehrer und Schüler dahinter waren Freund. Oder alles schwieg still, als erwarte man einen. Unhörbar rührte ich die Klinke an. Die Sonne tränkte den Flecken, wo ich stand. Da schändete ich meinen grünen Tag, um einzutreten. Niemand schien mich zu kennen, auch nur zu sehen. Wie der Teufel den Schatten des Peter Schlemihl, hatte der Lehrer mir meinen Namen zu Anfang der Unterrichtsstunde einbehalten. Ich sollte nicht mehr an die Reihe kommen. Leise schaffte ich mit bis Glockenschlag. Aber es war kein Segen dabei.

Walter Benjamin: Berliner Kindheit um neunzehnhundert, Fassung letzter Hand, Bibliothek Suhrkamp 966, Frankfurt am Main 1987; ISBN 3-518-01966-X

Ich nenne das Gebäude des Thuner Gymnasiums Würfel. Alle nennen es so, weil es wie ein Würfel gebaut ist: rechtwinklig zueinanderstehende, quadratische Flächen... Es ist kein besonders scharfsinniges Bild für ein Gebäude, dessen Flachdach mit Stacheldraht gegen Tauben ausgelegt ist und hinter dessen atombombensicheren Mauern man sich verbarrikadieren und mitverfolgen kann, wie die Welt hochgeht. Festung wäre eine genauere Bezeichnung. Aber niemand spricht von Festung, weil man davon die Gänsehaut bekommt. Das Ding heisst Würfel, und das ist's.

Christoph Simon: Franz oder Warum Antilopen nebeneinander laufen, Bilgerverlag, Zürich 2001; ISBN 3-908010-51-9